

»Ein Wort ist immer noch ein Wort«

Die erste deutsche Filmproduzentin Regina Ziegler blickt in ihrer Autobiografie »Geht nicht gibt's nicht« zurück auf ihr filmreiches Leben und lässt zugleich über vierzig Jahre Filmgeschichte Revue passieren. Im Gespräch spricht sie über die Bedeutung der Filmstadt München und Vertrauen in der Filmbranche.

INTERVIEW Tina Rausch

Frau Ziegler, Ihr Buch ist auch ein kleines Kino: ein Daumenkino. Am unteren rechten Seitenrand winken die Kinder Ihres Firmenlogos. Was hat es mit dem Logo auf sich?

Das hat mein Mann, Wolf Gremm, mir zur Gründung der Regina Ziegler Filmproduktion 1973 geschenkt. Das Original ist das Mädchen, das die Zunge rausstreckt, und der Junge, der mit der deutschen Fahne winkt. Das war vor 44 Jahren. Wir haben es inzwischen der Zeit angepasst.

Das Daumenkino ist für Ihre Enkelin Emma gedacht – und insbesondere für sie schrieben Sie ursprünglich auch Ihr Leben auf. Wie haben Sie sich erinnert?

Ich verfüge über ein fabelhaftes Gedächtnis. Und natürlich ist vieles auch archiviert, Daten, Personen, Namen, nicht zuletzt Bilder. Damit kommt man schon ziemlich weit. Dann kommen noch die Erzählungen von Freunden dazu, die sich ebenfalls erstaunlich genau auch an kleine Details erinnern. Und während man sich an dies erinnert, fällt einem plötzlich jenes ein.

Sie haben dafür mit der Autorin und Filmemacherin Andrea Stoll zusammengearbeitet. Wie lief das genau ab?

Wir haben uns sehr gut verstanden. Ich habe mit Andrea Stoll zu Beginn dieses Vorhabens viele Stunden geredet. Ich habe einfach erzählt. Sie hat zusätzlich mit anderen Menschen, die ich ihr genannt habe, Interviews gemacht und



Fakten überprüft. Dann schrieb sie eine erste Fassung, in die sie all das, was sie gesammelt hat, einbrachte. Diesen Entwurf habe ich überarbeitet, ergänzt, gestrichen, zugespitzt, gemildert. Vor allem habe ich darauf geachtet, dass die Beschreibung der Personen meiner Empfindung entsprach. Dieser Prozess hat sich mehrfach wiederholt: schreiben, korrigieren, neu schreiben. Ich habe dann das nach und nach entstehende Manuskript auch Freunden zum Lesen gegeben. Am Ende gab es elf Fassungen. Also: ein langer Prozess, der heute noch nicht zu Ende wäre, wenn der Verlag keine Deadlines gesetzt hätte.

Ihr erster Münchenbesuch war eine Klassenfahrt. Sie büxten mit 16 Jahre aus, um aufs Oktoberfest zu gehen. Reizt Sie die Wiesn heute?

Eher nicht. Es ist mir zu touristisch geworden, zu rummelig. Lange nicht so schön wie in einem Biergarten im Spätsommer. Und ich trinke lieber Wein als Bier. Aber ich sage jetzt auch nicht: Da würde ich nie mehr hingehen! Schon, weil es immer darauf ankommt, mit wem man sich vergnügen möchte.

In München schlossen Sie auch Ihren ersten Serviettendeal: Anfang der 1970er mit Helmut Gattinger, der damals den Gloria-Filmverleih verwaltete. Sind Serviettendeals noch en vogue?

In der letzten Zeit eher nicht mehr. Ich selbst bin da auch vorsichtig geworden. Im Zweifel kommt ein Anwalt und macht mir klar: Das ist rechtlich gar

nicht haltbar. Da steht Wort gegen Wort. Und doch ist – sozusagen für die interne Beziehung – ein Wort immer noch ein Wort. Es gibt auch in unserer harten Branche ein gewachsenes Vertrauen. Man verabredet etwas und hält sich dann an die Verabredung. Aber das gilt wirklich nur für die letzten zwei Prozent.

2006 gründeten Sie und Ihre Tochter Tanja die Zieglerfilm München GmbH. Wie oft sind Sie selbst vor Ort?

Ziemlich oft, der BR ist ein wichtiger Partner für uns. Der Programmdirektor Deutsches Fernsehen, Volker Herres, sitzt in München. München hat einen Airport, der für Fernflüge wichtig ist. Ich steige da oft um. Und ich habe einige liebe Menschen in München, die ich immer wieder besuche.

Fotos aus Regina Zieglers Archiv: 1981 produzierte Regina Ziegler den Film „Kamikaze 1989“. Regie führte ihr Ehemann Wolf Gremm, und Rainer Werner Fassbinder übernahm darin die letzte Hauptrolle vor seinem Tod.

Linke Seite: Regina Ziegler und Helmut Fischer im Jahre 1989 im Rahmen der Dreharbeiten zu der Komödie „Jede Menge Schmidt“.



Als einen Grund für die zusätzliche Gesellschaft in Bayern – und in zwei anderen Bundesländern – nennen Sie in Ihrem Buch die Filmförderung. Gibt es weitere Argumente für den Standort München?

Wie schon gesagt: Es gibt vor allem einen Sender, bei dem Fiktion und Film eine wichtige Rolle spielen. Es gibt eine hervorragend ausgestattete Filmförderung, den FFF Bayern. Es gibt ein großes Filmfest und eine renommierte Filmhochschule. Die Regierung kümmert sich um die Medienentwicklung. Es gibt die Bavaria und den Bayerischen Hof. München hat eine große Tradition in Sachen Film. Die Stadt ist insgesamt einer der Top-Medienplätze in Deutschland, auf denen man sich zeigen muss.

Als Sie begonnen haben, sah es mit der Filmförderung noch anders aus: Unzufrieden mit der „Unzulänglichkeit der deutschen Fördermaßnahmen“ im internationalen Vergleich engagierten Sie sich in den 1970ern maßgeblich für deren Aufbau. Wo steht der Filmproduktionsstandort Deutschland heute?

So merkwürdig das klingen mag – das Gesamtvolumen der regionalen Förderungen und die Summe, die die Staatsministerin für Kultur, Monika Grütters, für den Kinofilm zur Verfügung stellt, ergeben einen ansehnlichen Betrag. Schwierig sind nach wie vor die unterschiedlichen Bedingungen und Regularien, schwierig bleibt die partielle Bindung der Fördermittel an den Standort des Förderers. Doch beides, Geld und Konditionen, können mit anderen Ländern gut mithalten. Allerdings ist das Vergleichen nicht einfach. Die Traditionen und die aktuell gültigen Voraussetzungen sind doch sehr verschieden.

Tatsächlich haben Sie mehrmals mit den USA geliebäugelt und sich doch dagegen entschieden – auch wegen der geringeren kulturellen Vielfalt. Sehen Sie das immer noch so, oder gleichen sich Europa und die USA langsam an?

Manches gleicht sich an. Etwa die internationale Küche. Auch die Standards für die Qualität von Filmen. Von Serien vor allem. Aber es gibt auch fundamentale Unterschiede. Werfen Sie doch nur einen Blick auf den Zeitungsmarkt und die Vielfalt im Rundfunk! Vergleichen Sie die kulturelle Infrastruktur einer kleineren Stadt. Hier Theater, Konzerte, Orchester, Museen. Und dort? Wir Europäer denken gerne, die US-Amerikaner seien uns in allem ein Stück voraus. Ich habe das anders erlebt. Und gerade jetzt erlebe ich zwei politisch völlig verschiedene „Kulturen“.

Apropos: An einer Stelle beschreiben Sie das frühere Klischee eines Produzenten. Zufall – beziehungsweise den jüngsten Ereignissen geschuldet –, dass ich sofort Harvey Weinstein vor Augen hatte?

Nein, ein Zufall ist das nicht. Inzwischen hat es ja jeder gewusst. Dabei gab es diesen Typ schon immer, und es gibt ihn noch heute. Es gibt in unserer Branche eben auch üble Traditionen. Umso wichtiger ist es, dass die Mauer des Schweigens nun Risse bekommen hat und mancherorts sogar eingestürzt ist. Nichts ist so schändlich, wie sich aus einer Machtposition heraus jemanden sexuell gefügig zu machen. Das gilt im Blick auf Kinder und Jugendliche. Das gilt im Blick auf Frauen, die ihre Karriere bedroht sehen, wenn sie sich verweigern würden.

Sie selbst haben sich als erste Frau in einer Männerdomäne durchgesetzt, verschweigen aber nicht, „dass ich im Gegensatz zu manchen Kolleginnen meine Weiblichkeit nie versteckt hatte“. Auch in harten Verhandlungen wurde durchaus geflirtet. Würden Sie das jungen Produzentinnen heute raten?

Raten würde ich das niemandem. Das wäre eine schwache, vordergründige, nicht belastbare Grundlage. Sie endet leicht in einer Abhängigkeit. Und Abhängigkeit ist die Mutter des Misserfolgs. Natürlich kommt es auch im Filmgeschäft vor, dass sich zwei Menschen, die miteinander verhandeln, sympathisch finden und das auch zeigen. Doch ich rate dringend davon ab, daraus ein Geschäftsprinzip zu machen. Der vorsätzliche Flirt ist kein Erfolgsrezept, sondern führt leicht auf eine abschüssige Bahn.

Dank der vielen Einblicke in das Berufsbild einer Produzentin lässt sich Ihre Autobiografie auch als Handbuch lesen. Sie und Ihr Mann sind die Sache damals angstfrei angegangen. Wäre das heute noch so möglich?

Möglich ist fast alles. Man muss es nur wollen. Aber angstfrei ist da nichts. Zwar hat der Beruf einer Produzentin heute kein Alleinstellungsmerkmal mehr. Kein männlicher Kollege würde sich heute noch umdrehen und sagen: Was will die denn! Doch das Risiko ist nicht kleiner geworden. Zwar ist die Start-up-Firma heute in. Doch auch heute gilt die Regel: Aller Anfang ist leicht. Die Nagelprobe ist nicht der erste, sondern der zweite Film.

„Eine Produktionsfirma, die überleben will“, schreiben Sie, „braucht diese Mischung aus schnell verderblichen Stücken für ein großes Publikum und schweren Stücken für die Kritik, für die Kollegen, fürs Image.“ Mit Blick auf Ihre aktuellen Produktionen – stimmt die Mischung?

Man kann das nicht auf ein Jahr beschränken. Es gibt Butter-und-Brot-Jahre, in denen man keine Luft und kein Geld für Risikoproduktionen hat. Und riskant sind die „schweren“ Stücke eigentlich immer. Sie sind oft teurer als der Durchschnitt. Niemand weiß im voraus, wie das Publikum reagieren wird. Aber dann hat man nach einem etwas trockenen Jahr plötzlich einen Partner für eine Stoffidee gefunden, die man schon ein paar Jahre wie sauer Bier angeboten hat. Wenn ich mir meine eigene Strecke anschau, dann halten sich das „Gewöhnliche“ und das „Außergewöhnliche“ die Waage. Ich muss ja nur nachschauen, wofür unsere Firma Preise bekommen hat.

Filme sind Ihr Leben, zudem bezeichnen Sie sich als professionelle Leserin. Wie wählen Sie Ihre Lektüre aus?

Ich sehe selbst gerne die Neuerscheinungen durch, wenn ich auf Reisen bin. Ich schaue, was mich reizen könnte. Ich weiß auch, was Autoren, die ich schätze, demnächst herausbringen. Ich frage auch mal einen Buchhändler. Und dann gibt es viele Menschen in meiner Umgebung, die mich auf einen neuen Stoff hinweisen. Es sind ja manchmal auch Zeitungsberichte, denen man nachgeht.

Und wann bewältigen Sie den ganzen Lesestoff?

Ich habe eine große Tasche, die ich mit mir herumschleppe, die voller Bücher ist, weil ich immer dann, wenn es sonst nichts zu tun gibt, in einem Flugzeug, in Warteräumen aller Art, mir ein Buch nehme und lese. Wenn Sie Spaß am Lesen haben, braucht es dazu kaum mehr als ein Buch. Und einen Blick dafür, was davon ein Drehbuch werden könnte. ■



Regina Ziegler: »Geht nicht gibt's nicht. Mein filmreiches Leben«, 352 Seiten, C.Bertelsmann, 22 Euro